

Anmerkungen zur empirischen und ideologiekritischen Literatursoziologie

Von *Dietrich Harth* (Heidelberg)

In den letzten Jahren hat die literatursoziologische Betrachtungsweise kaum noch Kontroversen ausgelöst, was vielleicht daran lag, daß sie sich von der auf sozialphilosophischer Seite an ihr geübten Kritik lange Zeit nicht erholen konnte.¹ Inzwischen hat sie aber einerseits, anknüpfend an rezeptionsästhetische Modelle, eine Rückwendung zu jener Soziologie der Literatur vollzogen, die empirisch verfährt und pragmatische Ziele verfolgt. Auf der anderen Seite hat die Konstanzer Rezeptionstheorie zu literatursoziologischen Einwänden herausgefordert, die ihr selber gar nicht so fern liegen sollten, da auch sie Normen und Funktionen literarischer Texte innerhalb gesellschaftlich bedingter Rezeptionsprozesse rekonstruieren und deuten will.² Diese Einwände haben sich inzwischen zumindest in Bremen zu einem Programm verdichtet, das unerschrocken jene Momente der Gesellschaftskritik zu erhalten strebt, die von konservativer Warte aus allenfalls der Soziologie zugestanden, der Literaturwissenschaft indessen gern abgesprochen werden.

Im folgenden sollen zwei neue, von sehr unterschiedlichen Voraussetzungen ausgehende Publikationen zur empirischen sowie zur ideologiekritischen Literatursoziologie vorgestellt werden, an denen sich Reichweite und Grenzen beider Verfahrensweisen ablesen lassen.³ Ihre Ergebnisse zu bewerten, das bedeutet auch Prüfung der ihnen zugrunde liegenden gesellschaftstheoretischen und -politischen Annahmen.

I

Grundlage der von einem Autorenkollektiv verfaßten DDR-Publikation bildet eine empirische Leseruntersuchung, die 1978 unter Industrie- und Landwirtschaftsarbeitern im Raum Leuna/Querfurt durchgeführt wurde. Sie wird von den Autoren als Intervalluntersuchung zu einer Befragung in Beziehung

¹ Hier ist an die Kritik T. W. Adornos zu denken, vor der nur Gnade findet, was sich dem Begriff dialektischer Vermittlung im hegelischen Sinne fügt.

² H. R. Jauß, *La douceur du foyer: Lyrik des Jahres 1857 als Muster der Vermittlung sozialer Normen*, in: Ders. *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik* 1, München 1977, S. 343 ff.

³ *Leserfabrik, Lebenserfahrung, Literatursoziologische Untersuchungen*, hrsg. v. Dietrich Sommer, Dietrich Löffler, Achim Walter und Eva Maria Scherf, Berlin und Weimar 1983. — *Zum Funktionswandel der Literatur*, hrsg. v. Peter Bürger, (Hefte für Kritische Literaturwissenschaft 4) Frankfurt/M. 1983.

gesetzt, die 8 Jahre früher unter ähnlichen methodischen Bedingungen stattgefunden hatte.⁴ Die Einzelbeiträge des Buches beschränken sich allerdings nicht auf die bloße Wiedergabe und Interpretation des Zahlenmaterials, sondern lassen sich auch in teilweise recht ausführliche Diskussionen normativer und literaturtheoretischer Probleme ein. Sie beschäftigen sich außer mit empirischen Fragen nach den gesellschaftlichen Determinanten, nach dem Rezeptionsverlauf, nach den psychischen Bedingungen und Wertetransfers während der Lektüre auch mit den besonderen Problemen der linguistischen Formbeschreibung, der organisierten Literaturvermittlung, der Lyrikrezeption und sogar des Musikhörens. Obwohl sich alle Beiträge der Rezeptionsforschung verschrieben haben, wirkt die Zusammenstellung uneinheitlich und wird der Eindruck einer systematischen Forschungskonzeption vermieden.

Auf die Befragungsergebnisse der empirischen Studie möchte ich hier lediglich hinweisen, zumal die Vorbereitung und Technik der Befragung im Buch nicht zureichend belegt ist und von politischen Wertsetzungen abhängt, wie sie die Wissenschaften im bürokratischen Sozialismus wohl nicht vermeiden können. So werden z. B. die Freizeitbeschäftigungen der Arbeiter unter die Kategorie "Reproduktion der Arbeitskraft" subsumiert. Lesen (in allgemeinsten Bedeutung) rangiert, laut Befragungsergebnis, hinter Fernsehen und Musikhören und dient nach Meinung der Informanten in hohem Maß der "Genußbefriedigung" (35). Genuß schließt nach Auffassung der Verf. Erkenntnisfunktionen ein, so daß gefolgert werden kann, die hohe Wertschätzung der "kognitiven Funktionen" gerade der schönen Literatur befände sich in Übereinstimmung mit den Normen des sozialistischen Literaturkonzepts (109). Dieser Interpretation entspricht auch die Auswertung der Antworten auf die Frage nach jenen Büchern, die von den Lesern für wichtig gehalten bzw. gerade gelesen werden. Nach Auskunft der Verf. gehören die "meistgenannten" Autoren zur sozialistisch-realistischen Literatur. Die S. 136 und 141 abgedruckten Listen verzeichnen denn auch die Namen der zu dieser Literaturrichtung zählenden Autoren (208 bzw. 147 Nennungen); man wüßte indessen gern, welche Namen hinter der Rubrik "andere Autoren" stehen, da hier die Zahl der Nennungen weit höher (230 bzw. 417) liegt.

Die für das Profil einer differenzierten Lesekultur wesentlichen Fragen nach gesteuertem Literaturangebot und Angebotsbeschränkung und nach dem, was die Medien (Zeitung, Film) besonders empfehlen, wurden erst gar nicht gestellt. Die Normen, an denen sich das von Wissenschaft und Politik vertretene Literaturverständnis mißt, lassen zwar Experimente mit avantgardistischen ästhetischen Formen zu. Doch stellen sie nach wie vor die sanktionierbare Forderung nach inhaltlicher Parteilichkeit und behindern auf diese Weise die freie Entfaltung undogmatischer Artikulationsformen: "Die entscheidende Frage kann nur

⁴ *Funktion und Wirkung. Soziologische Untersuchungen zur Literatur und Kunst*, hrsg. v. D. Sommer, D. Löffler, A. Walter u. E. M. Scherf, Berlin und Weimar 1978.

immer lauten, ob die jeweiligen mehr traditionellen oder neuartigeren Formen und Strukturen die literarisch-ästhetische Aneignung und Darstellung individuell und gesellschaftlich bedeutsamer Gegenstände begünstigen, ob sie mit den Forderungen nach sozialistischer Parteilichkeit, Volksverbundenheit und sozialistischem Ideengehalt in einem keineswegs engen Sinne übereinstimmen oder nicht" (144). Die Litotes "keineswegs eng" deutet immerhin vorsichtig an, daß eine weite Auslegung der Normen für empfehlenswert gehalten wird.

In eine ähnliche Richtung weisen auch Formulierungen, die Literatur als Medium der "Verständigung" interpretieren. Recht verstanden appelliert der Verständigungsbegriff an die Bereitschaft, Wert- und Normenkonflikte in freier, d. h. von Sanktionen nicht bedrohter Kommunikation auszutragen. In einem sozialen System, in dem die Normendiskussion über Zwangsmitgliedschaften in politischen, von Staat und Partei kontrollierten Organisationen geregelt wird, muß eine solche Kommunikation freilich auf eng gesteckte Grenzen stoßen. Dennoch verzeichnet das vorliegende Buch einige Widersprüche, die indikatorischen Wert für die literaturpolitische Situation in der DDR haben. Im Kapitel über die heuristische Bedeutung linguistischer Formbeschreibungen weist G. Lerchner ausdrücklich auf die prinzipielle Offenheit des Interpretierens hin: "Eine und nur eine — sozusagen absolut 'richtige' — Lesart kann es (...) nicht geben" (250). Doch in der Anerkennung dieser Tatsache erkennt er auch die Gefahr der Entpolitisierung. Daher wird der Wissenschaft am Ende eine Steuerungsfunktion zugesprochen, die den Interpretationsspielraum wieder zurückschneidet. Ziel ist die "gültige Interpretation der Texte", ihre "Vereinbarung durch die Literaturwissenschaft" (279). Nur so, scheint es, läßt sich in Verbindlichkeiten überführen, was G. K. Lehmann in seinem Beitrag als "wertorientierende Funktion der Kunst" beschreibt.

Weitere Belege für die Schwierigkeiten einer rigiden politischen Literaturlenkung enthält der Beitrag von E. M. Scherf über Veränderungen im "Literaturgespräch" in der Zeit zwischen den frühen sechziger und den endsiebziger Jahren. Literaturkritik, die an Öffentlichkeit gebundene Form des "Literaturgesprächs", ist in der sozialistischen Gesellschaft auf die Maßstäbe angewiesen, die das politische System vorgibt. Ihre Funktionen sind vornehmlich erzieherischer Art. Das belegt mit großer Eindeutigkeit die Bestimmung jenes Mediums, in dem Kritik allein soziale Funktionen entfalten kann: die Öffentlichkeit. Öffentlichkeit im bürokratischen Sozialismus ist — Scherf zitiert hier Robert Weimann — "Agentur der Sozialisation, ein Moment der Organisation sozialistischer Lebens- und Denkprozesse" (328). Nun ist aber die für die sechziger Jahre noch konstatierte Einmütigkeit zwischen Literatur und Öffentlichkeit inzwischen zerfallen oder doch zumindest gestört.⁵ Scherf nennt als Gründe 1.

⁵ Dazu R. Weimann, *Kunst und Öffentlichkeit in der sozialistischen Gesellschaft. Zum Stand der Vergesellschaftung künstlerischer Verkehrsformen*, in: *Sinn und Form*, 31, 1979, S. 214 ff.

das Veralten literaturtheoretischer Begriffe, 2. Überforderung der Literaturkritik durch die Politik, 3. Auseinanderdriften von Leser- und Experteninteressen und nicht zuletzt 4. Veränderungen in der literarischen Produktion selbst. Der letzte Punkt ist von ausschlaggebender Bedeutung, weil an ihm sich ablesen läßt, daß Literatur einen Eigensinn bewahrt, der ihr durch keinen noch so repressiven Machtspruch der politischen Funktionäre ausgetrieben werden kann. Die öffentliche Diskussion über die Rolle der Künstler und ihrer Werke seit dem VIII. Parteitag von 1978 erscheint mir als ein Indiz dafür, daß auch die Mitglieder eines politisch durchorganisierten sozialen Systems nicht auf eine entpolitisierte Kultur verzichten können, ohne die Fähigkeit für eine Anpassung der geltenden Normen an Veränderungen in der eigenen Lebenswelt einzubüßen.

Daß Wert- und Normensysteme in der DDR (und nicht nur dort) nicht mehr fraglos über politische Kampf- und wirtschaftliche Leistungsziele legitimiert werden können, führt zu einer neuen Funktionszuschreibung für Literatur und Kunst. Und das wirkt sich selbstverständlich auch auf Vermittlertätigkeiten wie Kritik und wissenschaftliche Interpretation aus. Die Bestätigungs- und Erziehungsaufgabe der Literatur der 60er Jahre weicht — wie Scherf bemerkt (342) — “einer stärkeren Betonung ihrer gesellschaftlichen Kommunikationsfunktion. Es geht also nicht mehr darum, daß sich die Rezipienten in den Werken der Literatur und Kunst wiedererkennen und bestätigt finden. Was diese Werke leisten, ist eher mit dem Stichwort der ‘produktiven Beunruhigung’ zu umschreiben”. Und weiter: “Der Diskurs, die Diskussion, der Meinungsstreit über Literatur und Kunst als ein Nachdenken über weltanschauliche und ethische Fragen des Lebens ist in diesen Werken sehr viel stärker unmittelbar angelegt” (343).

Damit steht auch die Literaturkritik vor neuen Aufgaben. Denn die Befragung der lesenden Arbeiter hat deren konservative Einstellungen gegenüber der Literatur nur aufs neue bestätigt. Diese Leser bevorzugen nach wie vor die realistische Schreibweise, die ihnen Literaturkritik und -erziehung jahrzehntelang als einzig haltbaren Typus der sozialistischen Literatur vorgebetet haben. Die Kritik muß nun, so lautet eine der im vorliegenden Buch erhobenen Forderungen, auf die komplexen Kommunikationsangebote der jüngsten Literatur mit Differenzierungen des “Literaturgesprächs” antworten. Sie soll sich u. a. dem Meinungsstreit stellen und ihre eigenen ideologischen wie literarästhetischen Wertmaßstäbe revidieren. Folgt sie dieser Aufgabenzuweisung, so gerät sie aber, wie mir scheint, unverzüglich in die Feuerzone zwischen risikofreundlichen Autoren und parteihörigen Kulturfunktionären. Es ist unwahrscheinlich, daß das System heute schon ein solches Vorpreschen toleriert. Scherf beobachtet denn auch eine Vermeidungsstrategie der Massenmedien gegenüber neuartigen Werken. Der Medien aber bedürfen Literatur und Kritik, wenn sie zu jener Differenzierung der öffentlichen Kommunikation beitragen wollen, von der die

Praktiker der psychischen und und physischen Ausbürgerung nichts zu halten scheinen.

Die DDR-Literaturwissenschaft hat in den letzten Jahren wiederholt Modelle mit scientistischer Neigung vorgelegt.⁶ Die hier besprochene Publikation folgt diesem Trend, wo sie Leseverhalten und soziales Verhalten identifiziert (vgl. S. 15 ff.). Als Leseverhalten bestimmen die Verf. nicht nur die Lektüre, sondern auch die Auswahl/Beschaffung und die Verwertung des Gelesenen. Was aber alle empirischen Leser-Verhaltens-Forschungen beeinträchtigt, das trifft auch hier zu: Die Wissenschaftler geben den Text vor, d. h. sie selbst haben über die Literaturwürdigkeit des Textes vorentschieden und nach Wertmaßstäben und Interessen gewählt, die vielleicht niemals mit denen der Befragten übereinstimmen werden. Aufgrund dieses reflexionslosen Vorgehens entstehen die aus der empirischen Werbesoziologie bekannten Verzerrungen (die Art der Frage bestimmt die Antwort). Und es kommt zu einem unüberschaubaren Mißverhältnis zwischen methodischem Aufwand und Trivialität der Ergebnisse.

II

Vor solchen Fallstricken bewahrt sich das Konzept, das Peter und Christa Bürger in Auseinandersetzung mit positivistischen Literatursoziologien entwickelt haben. Es ist ein anspruchsvolles, der Frankfurter Schule nahestehendes Unternehmen, das historische und systematische Fragestellungen verbindet und eine integrative Analyse der Beziehungen zwischen Produktion, Rezeption und kritischer Textauslegung zum Ziel hat. Bürger hat bereits in früheren Arbeiten den Grund für das in der neuen Veröffentlichung weitergedachte Modell gelegt.⁷ Die Hauptzüge seiner Argumentation möchte ich zum besseren Verständnis kurz zusammenfassen. Ausgehend von Herbert Marcuses These, die Kultur der bürgerlichen Gesellschaft zeichne sich durch eine folgenschwere Paradoxie aus,⁸ sucht er nach Begriffen, die es erlauben, Marcuses These für funktionale Interpretationen der Literatur fruchtbar zu machen. Er schließt sich dem Urteil an, die bürgerliche Kultur antworte zwar kritisch auf die entfremdete Lebenswelt, sei aber aufgrund einer bewußten Abkapselung gegenüber praktischen Forderungen gesellschaftlich folgenlos geblieben. Die Autonomie der Literatur (Bürger spricht meistens verallgemeinernd von "Kunst") sei einerseits — in ihrer Ablösung von bestimmten politischen und moralischen Zwecken — als Gewinn von Freiheit, z. B. bei Erörterung der Geltungsansprüche sozialer Nor-

⁶ Vgl. z. B. C. F. Köpp, *Literaturwissenschaft. Literaturwissenschaftstheorie, Forschungssystematik und Fachsprache*, Berlin (DDR) 1980.

⁷ *Theorie der Avantgarde*, Frankfurt/M. 1974. *Institution Kunst als literatursoziologische Kategorie*, in: *Seminar: Literatur- und Kunstsoziologie*, hrsg. v. P. Bürger, Frankfurt/M. 1978, S. 260 ff.

⁸ H. Marcuse, *Über den affirmativen Charakter der Kultur*, in: Ders., *Kultur und Gesellschaft I*, Frankfurt/M. 1965, S. 56 ff.

men, zu deuten, habe andererseits aber durch Auratisierung des Werks dessen sprengende Gehalte in den Bereich bloßen Kunstgenusses bzw. kontemplativer Anschauung entrückt. Um diese historische, vor allem an die sozialen Formationen des 18. Jahrhunderts gebundene Erscheinung einer kritischen Rekonstruktion zugänglich zu machen, greift Bürger auf die Begriffe der "Funktion" und der "Institution" zurück und versucht sie für forschungspraktische Zwecke zu operationalisieren.

Unter "Funktion" versteht er das Produkt aus Werkintention und Publikumsituation; für die Epoche der autonomen bürgerlichen Literatur ist die Literaturfunktion z. B. durch die widersprüchliche Einheit von Affirmation und Kritik gekennzeichnet. Die Modalität der funktionalen Beziehung zwischen Werk und sozialer Wirklichkeit interpretiert Bürger dialektisch, nämlich als Vermittlung. Dieser Modus soll auch für den zweiten Interpretationsbegriff, für "Institution" gelten. "Mit dem Begriff der Institution Kunst wird eine Ebene der Vermittlung bezeichnet zwischen der Funktion des Einzelwerks und der Gesellschaft."⁹ Institution soll, wie es später heißt, die *Form* der Vermittlung beschreiben, ohne daß eine besondere historische Ausprägung damit zu verbinden ist. Grund der formalen Begriffsbestimmung ist die Absicht, Funktionen und also auch Institutionalisierungen der Literatur unter dem Gesichtspunkt des geschichtlichen Wandels zu interpretieren.

An dieser Stelle sei bereits auf einige Schwierigkeiten hingewiesen, mit denen Bürgers Modell zu kämpfen hat. Bürger grenzt sich ausdrücklich von literarischem Strukturalismus und soziologischem Funktionalismus ab. Damit handelt er sich die Verpflichtung ein, die Grundbegriffe seines Modells, die in den abgewehrten Lagern Schlüsselbegriffe bilden, mit eigenen Gebrauchsregeln zu verbinden. Er tut das aber nicht auf dem Weg einer kritischen Rekonstruktion des Abgewehrten, sondern setzt die anderen Theorien schlicht beiseite. Ein Verfahren, das zu Unklarheiten führt und zu Mißverständnissen Anlaß bietet. So ist etwa der Institutionsbegriff Bürgers durchaus zweideutig. Einerseits soll er als formale Kategorie der literatursoziologischen Theoriebildung dienen, andererseits wird ihm eine empirische Bedeutung vindiziert, die auf Kunstautonomie als ideologischem Faktum in der bürgerlichen Gesellschaft gründet. Als historisch bestimmter — die Institution Kunst soll sich erst im 18. Jahrhundert herausgebildet haben — ist er nicht mehr verallgemeinerungsfähig; deshalb spricht Bürger im Zusammenhang mit der Bestimmung anderer Literaturen (z. B. des 17. Jh.) auch lieber von Institutionalisierung.

Die Zweideutigkeit des Begriffs hängt sicher nicht von seiner soziologischen Herkunft ab. Ganz allgemein bezeichnet er in soziologischen Theorien gesellschaftliche Ordnungen mit Systemcharakter; d. h. Institutionen umfassen typisierte Handlungsmuster von relativ hoher Konstanz und üben soziale Kontrolle

⁹ *Theorie der Avantgarde*, S. 17.

aus. Bürgers Definition der Institution Kunst — “die in einer Gesellschaft [. . .] geltenden allgemeinen Vorstellungen [. . .] über Kunst in ihrer sozialen Bedingtheit”¹⁰ — setzt die Autonomieästhetik bereits voraus, da sie Institution als eine sich im modernen Gesellschaftsprozeß ausdifferenzierende Größe begreifen muß. Gegen die Verselbständigung der Kunst als kulturellem Teilbereich innerhalb des gesellschaftlichen Systems der Moderne läßt sich nichts einwenden. Doch verfolgt Bürgers Modell ja ein kritisches Ziel, nämlich die Destruktion des mit der Autonomisierung vorgegebenen ideologischen Gehalts der Institution. Der Begriff ist negativ besetzt. Unter dieser Voraussetzung schwindet seine analytische Bedeutung zugunsten eines mit ihm übereinstimmenden Werturteils. Es wird daher zu fragen sein, ob die Literatur sich überhaupt jemals vom Ideologieverdacht frei machen kann, solange die Institution besteht; und das stellt Bürger auch für die Gegenwart nicht in Abrede.

Das wirft Probleme auf, die in der Literaturwissenschaft nicht ganz neu sind. Warum sollen die Funktionen der Literatur z. B. auf die Zweiwertigkeit affirmativ/kritisch reduziert werden; liegt der Ideologiekritik nicht ein zu grobschlächtiges geschichtsphilosophisches Denkmuster zugrunde, das die kommunikativen Leistungen ästhetischer Texte den Maßstäben strategischen Sprachgebrauchs annähert? Diese und ähnliche Fragen sind auch auf die Beiträge zu beziehen, die in dem hier vorzustellenden 4. Heft für Kritische Literaturwissenschaft versammelt sind.

Ich fasse zunächst den Inhalt der einzelnen Aufsätze zusammen, um am Schluß auf Grundsätzliches zurückzukommen. In einem ersten Teil behandeln P. Bürger und U. Meier den Funktionswandel der Literatur als theoretisches Problem. Bürger erörtert die Institutionalisierung von Literatur unter Anwendung der von Max Weber entwickelten Rationalisierungshypothese.¹¹ Bürgers Frage lautet: Wie verhält sich die moderne Kunst zum Rationalisierungsprozeß der modernen Gesellschaft? Kriterien moderner Rationalität entdeckt er jedoch nicht erst in den Ästhetiken des 18. Jahrhunderts, sondern bereits in den ästhetischen/poetischen Normen der “doctrine classique” und in deren Kalkulierbarkeit (16 f.). Der entscheidende Schritt in die Moderne wird nach Bürger aber erst mit der Emanzipation von der Regelästhetik vollzogen. Diese geht nämlich einher mit einer diskursiven Form der Normenfindung, die auf Kommunikation beruht und nicht auf der autoritativen Durchsetzung von Glaubenssätzen. Zugleich mit der Entbindung der Normen von traditionaler Autorität beobachtet Bürger einen sozialen Funktionszuwachs der Literatur, der sich im aufklärerischen Programm einer vernünftig geordneten Gesellschaft niederschlägt. Die soziale Entwicklung habe dem indes nicht entsprochen, so daß noch im selben

¹⁰ *Institution Kunst*, S. 262.

¹¹ Vgl. die Vorbemerkungen zur Religionssoziologie, in: M. Weber, *Soziologie — Weltgeschichtliche Analysen — Politik*, hrsg. v. J. Winckelmann, Stuttgart 3¹⁹⁶⁴, S. 340 ff.

Jahrhundert unter dem zunehmenden Druck einer die Lebenswelt durchwachsenden Zweckerationalität Vernunftkritik in der Form der Genieästhetik auf den Plan getreten sei.

Diese habe die Autonomisierungsbestrebungen vorbereitet, die zu jener folgenreichen Abkapselung der Literatur von lebenspraktischen Fragen geführt habe, die Bürger als Fehlentwicklung kritisiert. Am Paradigma der Kunstautonomie, das den Werthorizont der bis heute geltenden Institutionalisierung bildet, und an den Kategorien des Genies, der Werk-Kontemplation und organischen Werktotalität diagnostiziert er den damit einhergehenden Verfall des Rationalen. Mit Webers These vom Funktionswandel der modernen Kunst in Richtung auf eine die religiösen Institutionen entlastende "innerweltliche Erlösung", die angestammte Funktionen der Religion übernehme, malt Bürger einmal mehr die autonome Kunst als Rückzugsgebiet der von Entfremdung bedrohten bürgerlichen Subjektivität aus. Damit hat er das Ziel seiner Argumentation erreicht, die sich im Kern kaum von Adornos pessimistischer These unterscheidet, die moderne Kunst habe zwar in Form ihrer durchgearbeiteten Techniken instrumentelle Rationalität in sich aufgenommen, sei gleichwohl aber — freilich unter Bedingungen einer ideologisch verformten Selbstgesetzlichkeit — als einzige Instanz in der Lage, subjektive, vom zweckrational ausgerichteten Handeln unterdrückte Bedürfnisse subversiv aufrecht zu erhalten.

Im zweiten noch zum Theorieteil gehörenden Beitrag diskutiert U. Meier allgemein- und kunstsoziologische Institutionenbegriffe. Meiers Überlegungen folgen einem politischen Leitfaden, der sich indessen als brüchig erweist, da er am Ideal einer politisch destabilisierenden ästhetischen Erziehung festgemacht ist. Die allgemein zu beobachtende Abkoppelung der Kultur vom politischen System läßt diese Hoffnung als Illusion erscheinen.¹² Den Institutionenbegriff definiert er als Einheit von materiellem Apparat und Normengefüge, die in der spätkapitalistischen Gesellschaft auftretende Protestpotentiale — im Sinne einer sozialpsychagogischen "Ventileinrichtung" — kanalisiert und zugleich entschärft.

Die Auseinandersetzung um den Institutionsbegriff kommt auch im zweiten, "Historische Fallstudien" überschriebenen Teil nicht zur Ruhe. G. Goebel wirft, in einem Beitrag über den Literaturbegriff der Aufklärung, Bürger vor, er verabsolutiere in seiner Begriffsfassung die ideelle Seite. Er möchte den Begriff der Institution stärker empirisieren, indem er Doktrin (Ideologie) und historisch ausdifferenzierte Einzelinstitutionen (Verlagswesen, Literaturkritik, -unterricht usw.) unter ihm vereinigt. Goebel macht sich mit guten Gründen für weitere Unterscheidungen stark, die vor allem die historischen Unterschiede in der Institutionalisierung und Ideengeschichte deutscher und französischer Literatur

¹² Dazu D. Bell, *Die Zukunft der westlichen Welt. Kultur und Technologie im Widerstreit*, Frankfurt/M. 1976.

betreffen. So bestreitet er u. a. die Angemessenheit des von Bürger aus der idealistischen Ästhetik abgeleiteten Autonomiekonzepts für jene französische Literatur, die schon in der Aufklärung das Gegenkonzept der engagierten Literatur entwarf und über Zola und Sartre eine eigenwillige, den Niedergang der Avantgardebewegungen überlebende Tradition begründet hat.

Auch P. U. Hohendahl plädiert in seinem Aufsatz über den institutionellen Status der deutschen Literaturgeschichtsschreibung nach 1848 für eine empirische Differenzierung des Institutionenbegriffs. Nur so kann er die Literaturgeschichte als eigenständigen Institutionalisierungsprozeß interpretieren. Er kommt zu dem Schluß, daß die wissenschaftstheoretischen Unterschiede zwischen Scherer und Dilthey — betrachte man die Institutionalisierung ihrer Lehren — unerheblich seien. Es zeige sich "einmal mehr, daß es nicht so sehr die Theoreme sind, auf die es in diesem Zusammenhang ankommt, vielmehr ihre *Funktion*" (215). Diese sieht er bei beiden Wissenschaftlern im Dienste konservativer Nationalbildung stehen, ohne daß das Autonomiekonzept dadurch gefährdet würde. Mir scheint indessen, daß Hohendahl das Kind methodologischer Argumente voreilig in den Brunnen jenes Funktionalismus fallen läßt, der nur zwischen progressiver und konservativer Ideologie zu unterscheiden vermag. Eine weitere Beschäftigung mit Diltheys Hermeneutik würde sich, wenn man es dort liegen ließe, nicht mehr lohnen.

In einem kurzen Beitrag verteidigt E. Heydemann Bürgers Theorie gegen die erhobenen Einwände. Sie bestreitet u. a. einen inneren Zusammenhang zwischen Institution und Autonomie in der Theorie. Betrachtet man indessen Bürgers Merkmalsbestimmung der "Institution Literatur"¹³, so läßt sich der Verdacht nicht entkräften, daß der Begriff retrospektiv, also unter Einbeziehung der Autonomisierung und der damit einhergehenden Wertverallgemeinerung geprägt worden ist. Es erscheint mir durchaus sinnvoll, beides zusammenzubringen, da die historisch prätendierte Autonomisierung und Statusbestimmung der Literatur mit Entwicklungen in anderen kulturellen Bereichen vergleichbar ist, die — ein Beispiel bietet die Geschichte der modernen Wissenschaften — etwa gleichzeitig institutionell verfestigt wurden.

In einer ideologiekritischen Studie geht C. Bürger diesem Institutionalisierungsprozeß anhand von "Popularästhetiken" des 19. Jahrhunderts nach. Popularästhetiken sind nach ihrem Verständnis solche kunsttheoretischen Schriften, die hinter die utopischen und spekulativen Bemühungen früherer Theoretiker wie Schiller und Moritz zurückfallen, indem sie eine "reale Wirkung" der Literatur anstreben und zu normativen Produktionsregeln zurück-

¹³ "Übernahme bestimmter Funktionen für das Gesellschaftssystem als ganzes; Ausbildung eines ästhetischen Kodex, der zugleich die Legitimationsgrundlage für die Ausgrenzung anderer literarischer Praxen abgibt; Anspruch auf uneingeschränkte Geltung (die Institution Literatur legt fest, was in einer gegebenen Epoche als Literatur gilt). *Zum Funktionswandel*, S. 13.

kehren. Das Ergebnis ist "eine falsche Aufhebung der Trennung von Kunst und Lebenspraxis", die die Ideologie der Kunstautonomie zur gesellschaftlichen Lüge verkommen läßt. Diesem harschen Urteilsspruch unterwirft Bürger die Schriften jener Schulmänner und Gelehrten (wie F. Horn, F. Delbrück, A. Müller u. a.), die mit idealisierendem Pathos der verklärenden Kunst den Vorzug gaben. Interessant erscheint mir die Beobachtung, daß die kritisierten Schriften zu einem guten Teil von der Betrachtung des Werkgehalts zur Diskussion der Rezipientenhaltung übergehen. Bürgers Interpretation dieser Tendenz vermag ich allerdings nicht immer zu folgen. Ich lese z. B. aus Delbrücks Formulierung, die freie Einbildungskraft des Dichters verschaffe "uns ein helles Anschauen unserer Selbst" (118), nicht den Verlust heraus, den Bürgers normatives Literaturverständnis induziert. Sie vermißt die Freilegung der "Kraft der Negation" im Kunstwerk. Die Stelle läßt sich aber auch als Beleg für jene Reflexionsform ästhetischer Erfahrung interpretieren, die eine rationale Komponente des modernen Verselbständigungsprozesses der Künste bildet. Diese Erfahrung ist vorkritischer Art und aktiviert die Fähigkeit, in interpersonale Kommunikationen einzutreten, ohne zwischen Fremdem und Eigenem präzise unterscheiden zu müssen; das Ziel wäre eine auf Intuition und Empathie aufbauende Verständigung. Bei aller Zustimmung zu Bürgers Kritik an der Verklärungsästhetik, die hermeneutische Dimension in den von ihr gedeuteten Texten hat sie m. E. unterschätzt.

Neben einem Aufsatz J. Lefebvres über Literaturautonomie in der frühen Neuzeit, der mir nicht so recht zur Grundthese dieses Bandes zu passen scheint, finden sich drei weitere Beiträge, allesamt zur französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. K. Biermann rekonstruiert detailliert das schriftstellerische Selbstverständnis Victor Hugos (die Verallgemeinerungsfähigkeit der Befunde wäre noch zu überprüfen). Hugo erscheint als Fortsetzer der Aufklärung unter Bedingungen, die aufklärungsfeindlich sind. Er bestimmte den Dichter als "homme des utopies", der sich zur Legitimation seiner gesellschaftlichen Aufgaben religiöser Visionen bedienen mußte, da er nicht mehr als Beauftragter einer bestimmten Klasse sprechen konnte. Die aus diesem Umstand abgeleitete Unparteilichkeit des unzeitgemäßen Aufklärers führte aber angesichts der sozialen Kämpfe im 19. Jahrhundert in die Isolation. Biermann begreift dies als Lehrstück, das sich wiederholt, wo die intendierte kritisch-aufklärerische Funktion der Literatur mit den Strukturen "bürgerlicher Herrschaft" in Konflikt gerät.

Differenzierungsprozesse innerhalb der Funktionsänderungen beschreiben auch die Untersuchungen von H. Sanders und W. Grauert, die dem französischen Roman des 19. Jahrhunderts gewidmet sind. Sanders vergleicht Balzac und Sue unter dem Gesichtspunkt der für den Institutionsbegriff maßgebenden Normengeltung. Er kann zeigen, daß Balzac, angesichts der im gesellschaftlichen Leben hervortretenden Wirtschaftsinteressen, an den tradierten Normen

familialer und religiöser Ethik pathologische Züge entdeckte und in der Desillusionierung seiner Romanfiguren (Goriot) zur Darstellung brachte. Sue hingegen hielt in den *Mystères* an jenem Mechanismus fest, nach dem am Ende die gute über die schlechte Norm siegt. Sanders deutet an, daß die konservative "Überhöhung" der Normen einerseits und ihre Negation andererseits im Kanon der Gattungsmerkmale zur Unterscheidung zwischen ernster und Massenerliteratur verwendet werden könnte.

Seine These, die realistische Romankonzeption arbeite auch auf der Ebene der Normenkritik gegen die Funktionen eines die Normen bloß vermittelnden Paradigmas, wird von Grauert im Rahmen des Modells literarischer Modernisierung diskutiert. Im Anschluß an P. Bürgers Weber-Adaption deutet Grauert den Funktionswandel als Wechsel von moraltradierender zu normenreflektierender (rationaler) Darstellung. Die Berufung auf 'wissenschaftliche Wahrheit' der literarischen Darstellung in den Werken der Goncourt, Zolas und anderer war nach Grauert keine wohlfeile Anpassung an die Forderungen der positivistischen Ästhetik, sondern sie wandte sich gegen Anpassungsforderungen der etablierten Gesellschaft, die im Vorwurf des Immoralismus lagen und schließlich öffentlich eingeklagt wurden.¹⁴

III

Wägt man den Nutzen der hier besprochenen Publikationen für weitere Forschungen ab, so müssen unterschiedliche Maßstäbe angelegt werden. Die Arbeit der DDR-Wissenschaftler ist fest in den vorgegebenen Rahmen literaturpolitischer Normen eingebunden und läßt insofern keine Verallgemeinerungen zu. Dort unterliegen Literatur und Literaturkritik weitaus härteren institutionellen Kontrollen, als das für den Westen behauptet werden kann. In der DDR ist jene normative Bedeutung, die P. Bürger als Definiens seines Institutionenbegriffs vorschlägt, durchaus empirisch verankert. Skeptisch beurteile ich jedoch die Brauchbarkeit des Begriffs für die kritische Interpretation historischer Stufen der literarischen Evolution.

Bürger möchte ein Aggregat von Normen zum Kriterium der Institutionalisierung erklären und verlangt dessen "uneingeschränkte Geltung" für "das Gesellschaftssystem als ganzes". Der Zusammenhang von Norm und sozialer Einrichtung bleibt aber im Dunkeln, alles geht zu Lasten der Normen. Nun sind Geltungsansprüche noch nicht identisch mit der faktischen Durchsetzung von Geltungen. Vielmehr ist die Geltung von Normen an die Zustimmung derer gebunden, die danach handeln. Normen erfahren im Prozeß sozialen Handelns, bis sie von einer gesellschaftlichen Gruppe als solche anerkannt sind, entscheidende Modifizierungen. Sie setzen in modernen Gesellschaften — um mit Max

¹⁴ Vgl. K. Heitmann, *Der Immoralismus-Prozeß gegen die Französische Literatur im 19. Jahrhundert*, Bad Homburg v. d. H. 1970.

Weber zu sprechen — nicht auf traditional begründete Rechte, sondern bedürfen rationaler Rechtfertigungen, die an die Form des "Verständigungshandelns" gebunden sind.¹⁵ Etwas ähnliches scheint auch Bürger der Entstehung ästhetischer Normen zu unterstellen, da er die Genese des modernen Kunstbegriffs auf die diskursiven Anstrengungen der Kunsttheoretiker zurückführt. Dabei verwickelt er sich freilich in Widersprüche, die wohl durch die Übernahme des in der Kulturkritik geläufigen, negativ besetzten Rationalitätsbegriffs veranlaßt sind. Denn wäre die Autonomieästhetik, wie er annimmt, jene auf Irrationales sich zurückziehende Opposition gegen eine entfremdete Lebenswelt, so könnte sie nicht den mit ihrem Titel erhobenen Anspruch der Kunsttheorie behaupten. Historisch gesehen steht die Auratisierung des Kunstwerks jedoch in enger Verbindung mit jener auf Rationalität insistierenden Form reflexiven Textverstehens, die in der Hermeneutik um 1800 die methodischen Grundlagen für eine bald darauf institutionalisierte wissenschaftliche Interpretation der literarischen Überlieferung gelegt hat.

Überdies beeinträchtigt die abstrakte Rede von *der* bürgerlichen Gesellschaft, *der* Literatur, *der* Autonomie, *der* ideologischen Funktion die Anwendungsmöglichkeiten des Modells. Es ist ja kein Geheimnis, daß die seit dem 18. Jahrhundert einsetzenden Rationalisierungsprozesse im Wirtschafts- und Bildungssystem nicht nur zu einer mannigfaltigen Ausdifferenzierung unterschiedlicher Literaturen, sondern auch zu einer entsprechend reichhaltigen Entfaltung diverser Funktionen der literarischen Kommunikation in unterschiedlichen sozialen Gruppen geführt haben. Die *eine* (Autonomie beanspruchende) "Institution Literatur" ist eine Fiktion, die allenfalls innerhalb einer idealtypischen Beschreibung Verwendung finden kann. Literarische Kommunikationsstrukturen im Rahmen bestehender Institutionen (wie Familie, Schule, Publizistik etc.) zu untersuchen, wie das auch J. Dubois vorschlägt,¹⁶ erscheint mir vielversprechender als die sehr pauschal angelegte Kritik bürgerlicher Ideologien an Texten. Hinter dieser steht schließlich die Erwartung, daß die imaginative Literatur am jeweils avanciertesten Stand gesellschaftlicher Kritik zu messen sei. Diese überschwängliche Erwartung übersieht indessen die spezifischen Leistungen der literarischen Sprache: den Spielraum individueller Ausdrucksformen, ihre besondere Tradierungskraft, ihren Spielcharakter, ihren Widerstand gegen Begriffszwänge, um nur einiges zu nennen.

Die von Bürger vorgeschlagene kritische Adaption von Webers Modernisierungstheorie für die Theorie literarischen Wandels ist zweifellos bedenkens-

¹⁵ Mit "Verständigungshandelns" sind verständigungsorientierte, also auf Konsens zielende Sprechhandlungen gemeint, deren Rationalität nicht an einem außersprachlichen Erfolg zu messen ist, sondern im Vollzug der Kommunikation selber liegt. Vgl. dazu J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt/M. 1981, Bd. 1, Kap. III.

¹⁶ J. Dubois, *L'institution de la littérature*, Bruxelles 1978.

wert. Nur führt ihre Verbindung mit bewußtseinskritischen Verfahren zu einer, wie mir scheint, durchaus vermeidbaren Restriktion der empirischen Forschung. Folgt diese Theorie, wie bisher, den Anweisungen der Ideologiekritik, so verbaut sie sich den Zugang zur Sozialgeschichte, von deren Befunden eine Korrektur der theoretisch gesetzten Hypothesen zu erwarten ist.¹⁷ Denn das dialektische Vermittlungsprinzip, das die hier besprochenen Untersuchungen bevorzugen, verdeckt die Tatsache, daß ideengeschichtliche Überlieferungen (Künstlerpoetiken und imaginative Texte) und materiale Strukturen der Lebenswelt (kulturelle, Rechts-, Wirtschafts- und Herrschaftsinstitutionen) in der Regel nicht gegeneinander aufgerechnet werden können.

¹⁷ Zur Kritik literaturwissenschaftlicher Ideologiekritik vgl. auch: G. Ter-Nedden, *Gibt es eine Ideologiekritik ästhetischer Sinngebilde?*, in: *Erweiterung der materialistischen Literaturtheorie durch Bestimmung ihrer Grenzen*, hrsg. v. H. Schlaffer, (Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 4) Stuttgart 1974, S. 251 ff. — P. V. Zima, *Literatursoziologie/Textsoziologie*, in: *Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft*, hrsg. v. D. Harth u. P. Gebhardt, Stuttgart 1982. S. 161 ff.